

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Neb., 8. Januar 1909. (Zweiter Theil.)

Nummer 20.

Am Ziel.

Wie fliegt die Zeit auf heißen Schwingen,
Wenn in der Arbeit ernstem Ringen
Sich Tag an Tag geschäftig reibt,
Wenn frisch ein wackres Thun ge-
dehlt!
Lang scheint die Fahrt im Anbeginn,
Der Wanderer schaut's mit bangem
Sinn;
Dann fest am Stab die straffe Hand,
Durchzieht er muthig Puff und
Sand,
Und steigt und klimmt in jeder Rich-
tung;
Da öffnet schließlich sich die Dichtung,
Und in des Frühroths Farbenpiel
Klammt's rosig auf — er ist am Ziel.

Winterjonne.

Skizze von Käthe Damm.

Die Arbeit war vollendet!
So leuchtend in satter Farbenpracht
wie ihre frischen Schwestern, die in
einem Korbe mit sahlgelbem und
braunem Laube geordnet waren, hat-
ten die schmalen, weissen Frauenhän-
de, die nun gefaltet im Schooße ruhten,
die Edeladren auf dem Papier
festgehalten.
Therese lächelte leise vor sich hin.
„Gelingen!“ dachte sie freudig und
gleich in Verbindung mit diesem Ge-
danken auch des Honorars, welches
die Kunst-Verlags-Anstalt, für die sie
arbeitete, für den Entwurf bezahlen
würde.
Und dann wieder dieselbe endlose
Gedankenleere, die sie seit sechs Jah-
ren dachte, seit sie den Pinsel in die
Hand genommen hatte, zum Erwerb
im Kunstgewerbe, vorwärts rechnend:
Miethe — Schulgeld — Kleidung —
Hort mußte wieder ein Paar neue
Stiefel haben — Wirtschaft — fünf-
zig Mark würde sie, wenn keine
Krankheitsfälle kamen, auf die Spar-
kasse tragen können, wo sie einen klei-
nen, ach so kleinen Rothgroßen lie-
gen hatte.
Sie strich mit der Hand, an dessen
Ringfinger zwei Trauringe steckten,
über die hohe, klare Stirn, als wollte
sie die Zahlen da verschuchen — um-
sonst — sie waren noch immer da:
100 Mark, 10 Mark, 40 Mark! —
Sollte das immer so gehen? Ihr gan-
zes langes Leben vielleicht, das noch
vor ihr lag, immer rechnen, immer
grübeln, immer sorgen, ob es reichen
würde?
Fast fühlte sie sich zu schwach dazu.
Und das war's, was sie, die sie doch
arbeiten mußte, der die bitterste Noth
den Pinsel, den sie einst — als reiches,
gefeiertes Mädchen — zum „Bergnig-
gen“ führen gelernt in die Hand ge-
drückt, zu einer Gegnerin der Frauen-
bewegung gemacht hatte!
Nothbedeß! Das war das ganze
traurige Fazit des Frauenerwerbs.
Therese hatte es oft gegossen, seit sie
für's Brot arbeiten mußte.
Die Natur hatte sie mehr für das
Anschmiegen gemacht, und die Erzie-
hung, die ganz auf möglichste Un-
selbstständigkeit gerichtet war, hatte
diese angeborene Charaktereigenschaft
ausgebildet.
Für die Ehe war sie erzogen, denn
ihre Mutter sah nur in der gänzlichen
sich seines Selbst vollständig ent-
äußernden Hingabe des Weibes an
Mann und Kinder des Weibes Glück.
Und so hatte sie, seit Therese ver-
ständig genug war, gepredigt von des Le-
bens Sonne, zu der Therese bestimmt
sei.
Es hatte nicht an Frühlingstü-
men gefehlt, und die hatten die Sonne
verdunkelt. Therese's Eheglück
war auf dem Schein aufgebaut.
Während man ihr gesagt hatte, wäh-
rend er es beständig hatte, daß er
Therese liebe, daß sie allein zu seines
Lebens Glück fehle, hatte den schwa-
chen, haltlosen, aber lebenswürdigen
Mann ihr Geld gelockt, welches er
binnen wenigen Jahren in „Unter-
nehmungen“ kühnster Art verneudet
hatte.
Und nach einigen Monaten stillen
Wahnsinns war er gestorben.
Bleich und thränenlos hatte The-
rese an seinem Grabe gestanden, und
des Lebens Noth trat hart und uner-
bittlich an sie heran. Es galt ja, drei
noch kleine Kinder zu erziehen. Und
wieder mußte man Therese's weiches,
nachgiebiges Wesen, indem die Ver-
wandten ihr eine Fremden-Pension
einrichteten, damit sie ihre „schönen
Möbel behalten könne“. Sie hatte
ganz schüchtern den Versuch gemacht,
das Malen, fast ihre liebste Beschäf-
tigung, für den Erwerb in Vorschlag
zu bringen, aber man hatte sie ver-
lacht.
„Da sieht man wieder, wie unprakti-
sch Therese erzogen ist, will sich mit
dieser „brodlosen Kunst“ nähren“. Und
Therese vernichtete Zimmer und
tackte für die Pensionäre und ängstli-
che sich, wenn eins ihrer Kinder einmal

weinte. Dabei standen die Zimmer
oft monatelang leer, sie mußte die
Miethe zahlen und sich plagen. Dazu
kam, daß sie die Möbel, in denen
fremde Menschen wohnten, kaum
mehr als die ihrigen ansah, und als
wieder die Miethe fällig und kein
Pensionär da war, verkaufte sie alles
Ueberflüssige, kurz entschlossen und
wandte sich, von einer treuen Freun-
din beraten, dem Kunstgewerbe zu.
Sie hatte jetzt ihr bescheidenes Aus-
kommen, die drei Kinder wuchsen her-
an, ihre Mutter führte den kleinen
Haushalt, nicht ohne täglich zu jam-
mern, daß von den schönen Möbeln so
viel verkauft sei. Aber Therese hatte
in diesen schweren Jahren endlich ge-
lernt, sich auf sich selbst zu verlassen,
so ging sie ihren Weg, nur ihrer Ar-
beit und ihren Kindern lebend.

Die Zeit war vergangen, die Son-
nenhöhe der Jahre erstiegen, Christa
und Horst waren bereits konfirmit,
und Christa besuchte das Lehrerin-
seminar.
Aber Therese hatte nichts von der
Sommerjonne gemerkt. Höchstens hier
und da einen Sonnenstrahl, der ihr
eintöniges Arbeitsleben erhellt hatte:
eine neue Verlagsanstalt, ein kleiner
Erfolg, eine neue Verbindung.

Die Wolken der Sorgen um's täg-
liche Brot waren immer da, und The-
rese wandelte beständig im Schatten,
im Schatten der Rechnungen, der
Summen, der Zahlen.
Und dann war es einmal gewesen,
als sollte die Sommerjonne ihr doch
noch einmal lächeln: ein gereifter, er-
probter Freund, der sie einst in fro-
her Jugendzeit kennen gelernt und sie
lieb gewonnen hatte, sah sie wieder.
Weshalb er damals nicht um sie
warb? Therese wußte es jetzt, leider zu
spät. Weil er ein armer Offizier und
zu stolz war, um das reiche Mädchen
zu werden, von dem er wußte, daß es
nur mit „Mutter's Augen“ sah. Und
in Mutter's Augen wollten die Offi-
ziere nur Geld heiraten. Sie waren
geschieden, klaglos, wortlos — trotz-
dem jeder wußte, wie es um den an-
dern bestellt war.
Er hatte erfahren, daß sie sich ver-
heiratet hatte, und daß sie Wittive
geworden war, und sie wußte, daß er
unermüdet geliebt war, den Ab-
schied genommen hatte und das Gut
bemüthig hatte, das er mit drei
Schwestern gemeinsam geerbt hatte.
Sie dachten aneinander wie zwei
gute, alte Kameraden, und deshalb be-
suchte er sie, als er zur Landwirth-
schaftlichen Ausstellung in Berlin
weilte.
Wie sie, so mußte auch er beständig
rechnen — aber nicht allein für sich,
für drei nörkelnde Schwestern, die
ihm alle drei den Hausstand führten.
Die stille, gereifte Frau mit den
Spuren von Leid und Kampf in den
weichen Zügen hatte zwar nichts mehr
von dem Jugendbild, das er in Ge-
danken hegte, aber sie war ihm noch
schöner und begehrenswerter erschie-
nen.
Und seine schlichte, selbstbewußte,
kraftvolle Männlichkeit hatte auf The-
rese Eindruck gemacht.
Sie würde nicht mehr allein für
alles stehen müssen, sie würde, wenn
sie sein Weib würde, nicht mehr die
ganze schwere Verantwortlichkeit tra-
gen, die sie immer gedrückt hatte.
Und sie hatte einen kurzen Monat
lang, während sie rastlos weiter ar-
beitete, von einer Spätsommerjonne
geträumt.
„Darf ich im Winter wiederkom-
men, Therese,“ hatte er vor seiner Ab-
reise bei seinem letzten Besuch gefragt,
„und darf ich dann eine Frage an Sie
stellen, die ich noch nicht stellen kann,
ehe ich nicht alles auf Höflich geordnet
habe, das mir nicht allein gehört, son-
dern noch drei Schwestern?“
Und sie hatte ihm ihre Hände ge-
lassen und gesagt: „Ja, kommen Sie
wieder, Karl Friedrich.“
Wie kleine, feine Sonnenstrahlen
waren ihr seine Briefe gewesen — da
war jemand, der sie stützen und leiten
wollte und ihr ein sonniges Heim be-
reiten.
Sie sagte es sich wohl, sie war nicht
mehr jung, achtunddreißig Jahre —
aber die Herbsttage des Lebens könn-
ten doch noch voll goldigen Sonnen-
scheins sein, ohne die Schatten, die
das harte Sorgen und der Kampf um's
Brot in ihr Wittwenleben tugen.
„Ein Brief, Mutter, ein Brief!“
rief eine helle Kinderstimme, und ihre
jüngste Tochter slog in's Zimmer und
gerade auf der Mutter Schooß. Dann
lächelte sie Therese stürmisch und eilte
wieder davon: „Wir spielen unten im
Garten mit Bourträger Tennis — ich
habe den Briefträger kommen und
nahm ihm den Brief ab.“
Der Brief trug einen breiten

Trauerband und eine Adresse von
fremder Handchrift.
Therese riß ihn auf, ein kleines
Klovertiel heraus, auf dem sie, von
Karl Friedrich's Hand geschrieben,
ihren Namen las und daneben ein
ziemlich großes Briefblatt, auf dem in
altmodischen Schriftzügen, denen man
ansah, daß die Hand nicht gewohnt
war, die Feder zu führen, wenige Zei-
len zu lesen waren: „Beichte gnädige
Frau! Es war meines sterbenden
Bruders Wunsch, Ihnen beifolgenden
Brief zu übermitteln. Karl Friedrich
ist gestern nach kurzem Leiden an den
Folgen eines Sturzes mit dem Pferde
gestorben.“
Mit bester Empfehlung
Käthe Liebenow“
Der eingeschlossene Brief war sein
letztes Gebot, geschrieben vor dem
unheilvollen Ritt — gute, treue,
schlichte Worte, mit denen ein starker
Mann der theuren Frau gedachte, der
er Stab und Halt sein wollte. Aus
dem vollen Leben — ohne Todesahnung,
oh: Abschied.
Und während sie wortlos und klag-
los den Brief zusammenfaltete, sank
drüber über den Parkbäumen goldig
glänzend die Herbstsonne unter.

„Wohin willst du denn gehen, The-
rese?“ fragte ihre Mutter, als Therese
sich einige Wochen später zum Aus-
gang rüstete.
„Ich war so lange nicht bei Tant:
Hanna — und sie ist so einsam im
Stift.“
Tante Hanna war eigentlich nur
eine Kenntniss, an die sie keinerlei
verwandtschaftliche Bande fesselten.
Aber die stille Ruhe n Tante Hannas
Stiftsübchen that Therese oft so
wohl. Bis dahin brandete das laue
Leben der Weltstadt nicht, dort hatte
man sich mit dem Schicksal bescheiden
gelernt.
In Therese's Seele war es auch
stiller geworden, sie hatte sich damit
abgefunden, daß weiter, immer weiter
die Schatten ihren Weg begleiten wür-
den. So tief lagen die Schatten, daß
sie selbst keine Sonnenblicke nicht be-
achtete, nicht die Freuden, die Christa
und Horst gute Zeugnisse ihr bereite-
ten. Denn wie Mehltau legte sich die
Sorge darauf; Christa sollte nach
bestandenem Examen in's Ausland,
Horst, der für alte Sprachen eine sel-
tene Begabung zeigte, wollte Archäolo-
gie studieren, und Therese's Kunst-
gewerbe sollte die Mittel schaffen.
Und dann stand sie vor der gebrech-
lichen Gestalt Tante Hannas, die im
Lehnstuhl am Fenster saß, gerade in
der Sonne, die so bleich hinein schien,
gar nicht mit dem siegenden Schein,
den sie im Sommer und Herbst hatte.
Zum ersten Male bemerkte Therese,
daß die Sonne einen verklärenden
Schimmer über Hannas gefurchte
Züge warf, die jedenfalls nie, selbst in
der Jugend nicht, schön gewesen wa-
ren. Aber ein köstlicher Ausdruck lag
in den großen grauen Augen: der der
Milde, des Verhältnisses und der
Güte.
Sie hatte für Therese, das stille,
scheue Kind, das so verständnislos er-
zogen wurde, immer Interesse gehabt
und unaufdringliche Freundschaft und
solnte Therese's Zuneigung und Ver-
trauen durch treue Liebe.
Sie verstand es, was aus Therese's
Worten sprach: das Leben im Sor-
genhatten. Und doch sagte sie heute,
als Therese von daheim erzählt hatte,
von ihrer Arbeit und ihren Kindern:
„Therese, was für ein glückliche Frau
bist du!“
„Glücklich — Tante Hanna, mit
meinen Sorgen, meinen Hehlisüßigen,
meinem geplagten Leben, das nur
noch aus Zahlen und Summen be-
steht, aus solchen, die nothwendig wa-
ren und solchen, die verdient werden.“
„Ja, Kind — das kommt, weil du
dich gewohnt hast, stets im Schatten
zu gehen. Sieh, so ging es mir einst,
in früher Jugendzeit. — Morgen-
sonne kannte ich nicht; denn die glük-
selige Kinderzeit wurde mir schon
durch ein böses Hüftleiden verbittert,
dem ich meinen lahmen Gang danke.
Und Mittagsonne war mir auch nicht
beschieden. Der Mann, der sich mir in
Liebe genähert hatte, den ich liebte, der
zog sich zurück, als nach einigen Jah-
ren der Besserung das alte Leiden
wieder auftrat. Nun — zu verdienen
war es ihm schließlich nicht — wel-
cher Mann will eine lahme Frau ha-
ben?“
Aber mir hat's doch sehr weh ge-
than — wenigstens damals, als ich
noch nicht gelernt hatte, mich zu be-
scheiden und mich im Leben zu behel-
fen. Und als ich einjährig, daß mein
Leben so weiter bleiben würde: ein-
sam, wie es immer gewesen, ohne El-
ternliebe, die jung gelehrt, und
ohne Jugendfreunden, die mein schwa-

cher Körper verwehrt, und ohne Liebe
und Familienglück, da war mein Le-
ben wohl mehr als zur Hälfte gelobt.
Ich hatte gar nicht darauf geachtet,
als es von der Jahre Höhe zum Ab-
stieg ging, und als ich darauf achtete,
da war die Winterjonne schon da.
Sieh!“ — Hanna zeigte mit der Hand
hinaus über die lahlen Baumwipfel
des Stiftsgartens — „sieh, Therese,
wie bleich und wie schwach sie ist im
Vergleich zur siegenden Macht der
Sommerjonne — und doch, wie wär-
mend und schön. Und du konntst dich
in köstlicher Lebenswinterjonne wär-
men — in der Liebe deiner Kinder.
Durch dein stetes Sorgen und Grü-
beln hast du auch nicht bemerkt, daß
sie, reifer werdend, ebenfalls zur Höhe
stiegen, daß, wenn gereift und ge-
festigt, sie dir Halt und Stütze sein
würden. Trägt nicht heute schon
Christa's Ernsth, mit dem sie sich auf
ihren Beruf vorbereitet, Horst's gute
Leistungen, Ernas frisches Wesen, vor
allem ihre Liebe zu dir, Sonnenblicke
in dein Leben, trotz deiner Plage?
Wir müssen nicht mit aller Macht
nur in Sommer- und Herbstjonne
leben wollen.“
Therese blühte der Sprecherin ins
Anficht, wie auf eine Verkländigung
hörte sie auf die still mahrenden Wor-
te des alten Mädchens, dem die Win-
terjonne so lieb war.
Hatte Hanna nicht recht? War sie
nicht im Schatten dahingewandelt,
auch dann, wenn es einige Sonnen-
strahlen gab?
Und die Sommer- und Herbst-
sonne war verglommen! Nun galt's
die Winterjonne zu retten. Hanna er-
wartete keine Antwort, und Therese
schwiegte still. Ihre Gedanken wanderten
rückwärts, durch die Jahre mit
den dunklen Sorgenhatten. Ihre
Augen blickten durch's Fenster, fast
gebendet von der Lichtfülle der strah-
lenden Sonne, die sich schon zum frü-
hen Abend neigte.
Winterjonne!
Auch für sie war sie da, sie wußte
es plötzlich und dachte des heutigen
Morgens, als sie beim Ordnen ihres
reihen, dunklen Haars die ersten
weissen Fäden im Scheitel endbekt
hatte. Hanna war ganz allein und
freute sich der bescheidenen Glücksun-
den, die sie mit ihrem reichen Selbst
schenkte, und sie hatte ihre Kin-
der, die im Leben stehen würden tapfer
und aufrecht.
„Ich danke dir, Tante Hanna“,
sagte sie dann leise, „es war ein gutes
Wort, das von der Winterjonne.“
Der Abend dunkelte, als sie da-
heim in's Wohnzimmer trat, wo ihre
kleiner um den großen, runden Tisch
sahen. Christa und Horst spielten ein
Breitspiel, zur Erholung, wie sie sa-
gen, und Erna war in ein Buch ver-
setzt. Und als sie alle drei
aufsprangen und Erna mit dem Freu-
denruf: „Endlich, Mutter, wie wird
doch der Abend so lang, wenn du nicht
da bist!“ auf sie zuwinkten und Christa
ihre aus dem Mantel hat, während
Horst ihren Stuhl zurückdrückte, da
wurde ihr Herz froh und weit.
Sie wußte es wohl, ohne Schatten
ist auch der schönste Sonntag kaum.
Aber sie wollte freudig kämpfen mit
den Schatten und sich freudig ruhen
in den Strahlen der Winterjonne, die
ihre beschieden.

Der Wärmemantel der Erde.
Wir leben in der Ära der Polar-
fahrten und Ballonaufstiege, wissen-
schaftlicher sowohl wie sportmäßiger,
und da hört man nicht selten hartge-
sottene Nüchternheitsapostel die Frage
stellen: „Wozu nur diese ungeheure
erschwerung von Geld und Kräf-
ten zur Erreichung von Zielen, die
uns doch absolut nichts neues bieten
können! Wir können uns doch ganz
genau vorstellen, wie es auf den Polen
aussehen wird, welche geographischen,
physikalischen, meteorologischen Ver-
hältnisse dort herrschen müssen, und
was die Höhenfahrten anlangt, so
kann dabei ebenfalls nichts Unerwar-
tetes herauskommen: je höher, desto
dünnere die Atmosphäre, desto eifriger
die Temperatur, desto geringerer Wasser-
gehalt und so weiter.“
Wenn man's so hört, es könnte leidlich
scheinen, und so lange kein Gegen-
beweis vorlag, ließ sich auf derartige
Ausführungen eigentlich nicht viel er-
widern. Und doch irten sie, die guten
Leute, die dem tühnen Wagemuth und
dem wissenschaftlichen Forschungsdrang
mit ihren ledernen Argumenten
ein Bein zu stellen beabsichtigten. Wäre
die Forschung darüber gestohert, wäre
sie hindend von der Verfolgung des
Ziells abgesehen, so erkrüeten wir
uns heute nicht einer Entbedung, die
zu den unerwartetsten und unerklär-
lichsten in der scheinbar so eben Uner-
forschlichkeit des Luftmeeres gehört: der
Entbedung des Wärmemantels der

Erde ober, wie die Meteorologen es
nennen, der großen Inversion.

Almonatlich einmal wird von zahl-
reichen meteorologischen und astrono-
mischen Instituten Europas an einem
bestimmten Tage eine Schar kleiner,
unbemannter Luftballons losgelassen,
die im Gegensatz zu ihren riesigen Brü-
dern, den imponierenden modernen
Luftschiffen, besonders zu Hochfahrten
befähigt sind. Sie führen eine Anzahl
sehr sorgfältig gearbeiteter Thermo-
meter und Barometer empor, die ihre An-
gaben selbst aufzeichnen und nach der
Rückkehr gestatten, die Höhe des Auf-
stieges, sowie die in der durchmessenen
Strecke herrschenden physikalischen Ver-
hältnisse abzulesen bezw. zu berechnen.
Eine deutsche Erfindung, die An-
wendung von Kautschukballons als
Träger der Registrierballons, gestattet,
diese „Ballon-Sondes“, wie man sie
jetzt nennt, zu bislang unerreichten
Höhen emporzutreiben. Der Kaut-
schukballon trägt einen zweiten Ballon
der gewöhnlichen Art, der den Träger
der festbaren Registrierapparate bildet.
Je höher die beiden verbundenen Bal-
lons steigen, desto mehr dehnt das in
der Kautschukhülle enthaltene Gas, des
atmosphärischen Gegenstands mehr und
mehr entlastet, den Ballon aus, desto
tragfähiger wird er, desto höher steigt
er — bis der Moment der Katastrophe
eintritt: unfähig, sich weiter auszu-
dehnen, platzt die Hülle, und nun sinkt
die Apparate tragende untere Ballon,
der allein nie so hoch gekommen wäre,
unter dem Gewicht der Instrumente
und landet gewöhnlich glücklich am Bo-
den, wo er meistens bald entbedt und
dem ausfendenden Institut eingeliefert
wird.

Die Fahrten mit bemannten Bal-
lons, gewöhnlich bis zu Höhen von
12—15,000 Fuß emporführend, haben
mehrmals 23—26,000 Fuß erreicht,
und als etwas ganz Außerordentliches
müssen die beiden Aufstiege Verbons
gelten, die 30,000 Fuß und (mit Säu-
ring zusammen) etwa 35,000 Fuß
erreichten. In dieser Höhe herrschte
eine Kälte von ungefähr 40 Grad
(Fahrheit) unter Null. Schwerlich
werden sich wegen der damit verbunde-
nen Lebensgefahr größere Höhen im
Luftschiff erreichen lassen.

Die Ballon-Sondes dagegen sind
imstande, sich zu Höhen emporzuschwin-
gen, die die Höhe unserer größten Berg-
ketten, des Gaurisanfars, des Dapsang
u. a., um das dreifache übersteigen.
(Ein vom belgischen meteorologischen
Dienst am 5. September 1907 aufge-
lassener Ballon erreichte fast 16 Meilen
Höhe; ein am 3. August 1905 in Straß-
burg aufgestiegener eine Höhe von 75,
000 Fuß. Derartige Hochfahrten sind
es gewesen, die unsere Kenntniss der
atmosphärischen Verhältnisse in der
oben erwähnten Hinsicht so über-
raschend bereichert haben.

Im allgemeinen glaubte man bisher
mit Recht annehmen zu dürfen, daß die
Temperatur der Atmosphäre nach aus-
ehen hin fortgesetzt abnimmt. Die bei
Ballonaufstiegen häufig angetroffenen
Schichten von einigen hundert Fuß
Dicke, die höhere Temperatur aufwei-
sen, als die darunter liegenden, sind
nur örtlich beschränkte Luftstriche, über
denen in größerer Höhe die
normale Temperaturabnahme wie-
der zur Geltung kommt. Für die
über 35—45,000 Fuß gelegenen Schich-
ten ergaben dagegen die Aufzeichnungen
der Registrier-Ballons ein ganz
abweichendes Bild. So oft nämlich
der Ballon diese Höhen erreicht, be-
ginnt die Temperatur zu steigen, je als-
bald sogar wieder zu sinken, und diese
Temperaturumkehr hält an, so hoch
die Ballon-Sondes bisher emporgestie-
gen sind. Das ist der Wärmemantel
der Erde, das Gebiet der Temperatur-
umkehr, die große Inversion.

Der oben erwähnte Straßburger
Ballon bezeichnete in der unteren
Schicht eine reguläre Abnahme der
Wärme und des Wassergehalts der At-
mosphäre. Das Kältewerden hielt bis
44,000 Fuß, wo die Thermometer —
80 Grad unter Null zeigten, eine Tem-
peratur, die auf der Erde selbst am
Kältepol (Werchojansk in Sibirien)
nur ausnahmsweise erreicht wird.
Darüber hinaus begann die Umkehr.
Es folgten immer wärmere Schichten,
bei 45,000 Fuß — 72 Grad unter
Null, bei 60,000 — 56 Grad, und am
höchsten Punkte des Aufstieges herrsch-
ten nur noch 40 Grad Kälte. Die Tem-
peratur stieg also innerhalb der Luft-
schicht von 35,000 bis 75,000 Fuß um
volle 10 Grad unter Null. Auch die
Luftfeuchtigkeit, die am Erdboden 88
Prozent, in 15,000 Fußhöhe nur noch
29 Prozent betragen hatte, stieg von
hier ab und erreichte bei 21,000 Fuß
45 Prozent, um nun bis zu den höch-
sten Höhen fast stationär zu bleiben.
Der im September 1907 aufgestiegene
belgische Ballon verzeichnete die größte

Kälte, nämlich — 80 Grad unter Null,
in der Höhe von 40,000 Fuß, während
in der größten erreichten Höhe, bei ein-
nem Barometerdruck von etwa 17 Mil-
limetern, nur noch 55 Grad Kälte
herrschten. Auch alle anderen Regi-
strierballons, die ähnliche Höhen er-
reicht haben, bringen in ihren Aufzei-
nungen eine Bestätigung dieser merk-
würdigen Tatsache, sodaß an dem Vor-
handensein der großen Inversion nicht
mehr zu zweifeln ist. Es trägt sich
nur, bis zu welcher Höhe diese Wärme-
schicht emporreicht, wann wieder eine
Kältezunahme eintritt, die nach der bis-
herigen Annahme die Erdatmosphäre
Temperatur allmählich in die absolute
Temperatur des eifigen Welttraums
überführen müßte. Hier wäre es wis-
senschaftlich von der größten Wichtig-
keit, Registrierballons herzustellen, die
noch erheblich höher steigen können,
um zu ergründen, und wo die Tempe-
raturumkehr in jenen großen Höhen
auftritt und wie sich die Verhältnisse
im Jahreslauf dort überhaupt gestal-
ten.

Woher aber, fragt man sich, stammt
denn nun die gewaltige Temperaturzu-
nahme bis zu den äußersten Höhen, wo
der Barometerdruck noch unter 20 Mil-
limeter herabsinkt? Hierauf hat erst ein
Meteorologe, J. Fenni, eine Antwort
zu geben versucht. Er weist zunächst,
was nicht gerade schwierig ist, nach, daß
wir nicht an eine warme Strömung
denken dürfen, die die in den heißen
Gegenden aufsteigende Luft beständig
nach jenen äußersten Höhen abführt.
Die unteren Wärmequellen erweisen
sich vielmehr sämtlich als unzureichend
für die Erklärung der großen Wärme-
schicht. Wir müssen die Wärmequelle
im Welttraum suchen.

Hier bietet sich eine solche in den von
der Sonne ausgehenden dunklen
Strahlungen, die als solche nicht zu
uns herabgelangen, sondern schon von
den höchsten Schichten der Atmosphä-
re sehr stark oder völlig aufgelesen
werden. Diese Strahlung, so gering-
fügig sie auch im Verhältnis zur Ge-
samtstrahlung der Sonne, sein mag,
genügt, wenn sie von den obersten
Luftschichten absorbiert wird, zu deren
Erwärmung. Die Physiker wissen
längst, daß die Strahlen des ultra-
violetten Spektrums, die für unser Au-
ge unsichtbar sind, fast völlig, in ihren
äußersten Gebieten sogar vollständig
von der Luft absorbiert werden. Die
Sonne, die gemäß der Höhe ihrer Tem-
peratur alle möglichen Strahlen er-
zeugt und ausstößt, wird auch solche
entfenden, und es ist nur die Frage, ob
diese Strahlen bis an unsere Atmos-
phäre gelangen oder nicht schon in der
äußersten Atmosphäre der Sonne selbst
absorbiert werden. Die Erklärung der
großen Inversion gestattet nach Fenni's
Berechnung den Schluss, daß die
Sonne in der Tat dunkle Strahlen von
bedeutender Menge und Energie aus-
stößt, die unsere Meßin-
strumente tatsächlich niemals errei-
chen. Besonders zurzeit eines Sonnenflei-
tenmaximums scheint in Anbetracht
des Auftrags, der zu jener Zeit auf der
Sonne beobachtet wird, gewisse Strah-
len neu auszufendend oder verfräht zu
werden. Genaltige Eruptionen
schleudern Massen von ungeheurer
Umfange weit über die Wasserstoffat-
mosphäre der Sonne in den Himmels-
raum hinaus, und diese Massen weite-
stens wären dann in der Lage, Strah-
len auszufenden, die bei normaler
Sonnenaktivität die Wasserstoffhülle
nie durchdringen, also auch die Erde
nicht erreichen können. Auch hier wür-
den wieder die Gummitballons berufen,
der Forschung weiterzuhelfen und
dunkle Gebiete zu erhellern.

Sei jedoch die Erklärung so oder so:
das Erreichte bei alledem ist und
bleibt die Tatsache, daß unsere alte
Mutter Erde einen warmen Mantel
besitzt der sie vor den Unbilden der kal-
ten Welttraumtemperatur schützt und
geeignet erscheint, dem organischen Le-
ben und der Krone der Schöpfung, dem
Menschengeschlecht, die Ausichten auf
ein erheblich längeres Dasein zu eröff-
nen, als es bei ungehinderter Tempe-
raturausstrahlung der Erdoberfläche
in den Welttraum möglich wäre. Wer
weiß, wie es schon um uns bestellt wäre,
wenn nicht seit Jahrtausenden oder
Jahrtausenden dieser Wärmemantel
unfere Wohn- und Werkstatt schirmend
umhüllte!
Herm. Berdrow

Neue Bezeichnung.
„Haben Sie auch Gläubiger?“
„Ja und ob! Den ganzen Tag
läuft es die Treppe auf und ab. Alle
Leute, die von mir 'was kriegen.
Die können schon bald einen Krieges-
verein gründen!“

Eine liebe Geschäft.
Büerier (zu ihrem Manne): „Dös
sag' i Dir, Hannes! Ohne Geld
darf' nüt heimkommen! Wenn D'
auf der Treiblad nöl 'daus'schicken
wird, nach's Haus, daß D' unter an
Automobil tommt!“

„Da sieht man wieder, wie unprakti-
sch Therese erzogen ist, will sich mit
dieser „brodlosen Kunst“ nähren“. Und
Therese vernichtete Zimmer und
tackte für die Pensionäre und ängstli-
che sich, wenn eins ihrer Kinder einmal